Es ist dir gesagt, Mensch was gut ist.

Ökumenischer Universitäts- und Hochschulgottesdienst am 15. November 2020 mit Verabschiedung von Pfr. Eckart Stief und Einführung von Pfarrerin Britta Geburek-Haag

Britta Geburek-Haag, Studierendenpfarrerin Evangelische Studierendengemeinde

Er ist zum ersten Mal da. Davide (*Name geändert*), 25, aus Westafrika, Student der Elektrotechnik im Master. Man merkt ihm an, dass er unsicher ist, was ihn genau erwartet. Irgendjemand hatte ihm den Tipp gegeben, mal bei der ESG nachzufragen wegen finanzieller Hilfe. Nun sitzt er vor mir und beantwortet meine Fragen. Höflich, respektvoll, aber zurückhaltend. Da diese Situationen auch für mich neu ist, verläuft das Gespräch etwas holprig. Tage später wird Davide seinen Lebenslauf schicken und ich kann erahnen, wie viele Hürden dieser junge Mann schon genommen hat, um in Deutschland studieren zu können. Angefangen bei der deutschen Sprache, die er innerhalb weniger Jahre fast perfekt gelernt hat.

Begegnungen wie diese habe ich seitdem einige gehabt. Dabei kommen die meisten Studierenden nicht wie Davide zum ersten Mal, sondern stellen bereits Folgeanträge, weil ihre finanzielle Notlage nicht erst seit diesem Herbst besteht. Sie haben sich schon daran gewöhnt, die nötigen Unterlagen zusammen zu stellen und ihre Situation im persönlichen Gespräch und später dann schriftlich in ein paar Sätzen zu schildern. Als Studierendenpfarrerin habe ich neben den deutschen viel mit sog. frei eingereisten Studierenden zu tun. Sie kommen z.B. aus Afrika, Asien oder Lateinamerika, um in Deutschland eine Universität oder Hochschule zu besuchen und damit einen weltweit anerkannten Bildungsgrad zu erlangen. Wer das schaffen will, muss ein hohes Maß an Motivation, an Disziplin und Fleiß, aber auch an Beharrlichkeit mitbringen. Beeindruckende junge Menschen sind das. Mit denen lässt sich bestimmt was anfangen, so war mein erster Eindruck. Tatsächlich entstanden schon einige wenige Diskussionen über kulturelle Unterschiede und Verbindendes über Sprach- und Kulturgrenzen hinweg. Allerdings gibt es gerade kaum Gelegenheiten dazu, die meisten der klassischen Formate können ja nicht stattfinden. Das Wichtigste scheinen auf jeden Fall die Einzelgespräche zu sein, bei denen es um die ganz persönlichen Fragestellungen und Probleme geht, das Reden von Mensch zu Mensch.

Aber zurück zu Davide. Sein Antrag auf finanzielle Unterstützung wird vom Diakonischen Werk bewilligt, und er kann seinen ersten Scheck in der ESG abholen. Bei diesem Termin spüre ich etwas Anderes als Unsicherheit. Ich denke, es ist Beschämung. Für diesen Menschen ist es peinlich, dass er von mir den Scheck für den ersten Monat überreicht bekommt. Almosen. Geschenkt. Unverdient. Das ist richtig schwer für ihn, passt es doch so gar nicht in sein Selbstbild. Hinter der zurückhaltenden Art habe ich schon im ersten Gespräch den Stolz wahrgenommen.

Um diese etwas verkrampfte Situation aufzulockern, lade ich ihn ein, mir ein bisschen von sich zu erzählen. Seine derzeitige Lebenssituation ist schnell zusammengefasst: Er ist neu an der Uni in Kaiserslautern, studiert derzeit online und wohnt noch am Ort, wo er das Bachelorstudium absolviert hat. Wegen der coronabedingten Flaute auf dem Arbeitsmarkt ist er seit Oktober erstmals ohne Job. Bis dahin hat er seit seiner Ankunft in Deutschland ohne Unterbrechung gearbeitet für seinen Lebensunterhalt. Als Werkstudent oder Produktionshelfer in verschiedenen Betrieben, zwischen 1 Monat und 2 Jahren. Das ganze Studium über nebenbei - oder besser gesagt - hauptsächlich Geld

verdient. Was für ein Leben, denke ich mir. Verglichen mit Studierenden aus meinem deutschen Umfeld, die von zuhause gut finanziell ausgestattet sind oder Bafög bekommen und sich dadurch voll auf ihr Studium konzentrieren können! Und die, zumindest vor Ausbruch der Pandemie, in ihrer vorlesungsfreien Zeit Gelegenheit haben, sich zu engagieren, Freund*innen zu treffen, zu reisen … einfach ihren Horizont auch neben dem Studium noch zu erweitern. Ist das eigentlich gerecht? Ich sehe da mal mindestens sehr ungleiche Ausgangsbedingungen.

Und hier bin ich dann mitten im Predigttext, liebe Gemeinde. Ein Wort des Propheten Micha aus dem Alten Testament, das wie eine Kurzformel für gottgefälliges Leben daherkommt: *„Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr bei dir sucht, nichts als Recht tun und die Güte lieben und behutsam mitgehen mit deinem Gott."*

Nicht wenig Anspruch in einem Satz! Gut sein, Gerechtigkeit und Güte walten lassen und dabei noch mit Gott mitgehen. Zu Lebzeiten des Propheten Micha im 8.Jh. v. Chr. war es scheinbar nötig, so ein klares Wort über Gott gefälliges Handeln auszurufen. Er, der zum Prophet berufene Bauernsohn aus Juda, setzt sich mit den sozialen Verhältnissen seiner Zeit auseinander. Er prangert Unterdrückung und Ausbeutungspraxis der Oberschicht an, die durch ihre Gier die Landbevölkerung ins Elend brachte. Micha kritisiert nicht nur deren Ungerechtigkeit und Ignoranz gegenüber dem geschundenen Volk, sondern auch einen pervertierten religiösen Kultus. Auf einen kurzen Nenner gebracht: Statt sich Sorgen um gottgefällige Gottesdienstpraxis und rechtverstandenen Opferritus zu machen, soll der **Mensch** ins Zentrum des Interesses rücken. *„Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der HERR bei dir sucht: Nichts anderes als Recht tun und Güte lieben und behutsam mitgehen mit deinem Gott!"* Dieser Satz, liebe Gemeinde ist für heute als Losungstext der Herrnhuter Brüdergemeine ausgewählt. Und er erscheint mir sehr passend für meine erste Predigt als Studierendenpfarrerin. Kann er doch über diesem Tag und überhaupt über meinem gesamten Auftrag wie ein Motto stehen. Genau wie der Prophet Micha möchte auch ich meine Arbeit am Menschen ausrichten. Aber was ist nun das Gute in den Augen Gottes, das richtige Handeln in meiner Arbeit?

Der Prophet Micha nennt drei Merkmale: Das erste: Nichts anderes als Recht tun» - Recht tun ist bei den Propheten und überhaupt in der Bibel etwas sehr Konkretes und meint nicht nur die Einhaltung der Gesetze, sondern vor allem ein aktives Eintreten für die Schwachen und Benachteiligten. Gott legt uns die die Armen und sozial Schwachen besonders ans Herz. Und so ist soziales Handeln untrennbar mit der Verkündigung des Evangeliums verknüpft. Die Aufgabe für uns heißt daher Not lindern, für soziale Gerechtigkeit eintreten, gegen ungerechte Machtverhältnisse und Ausbeutung angehen. Im globalen Zusammenhang heißt das für mich, die weltweite Gerechtigkeit im Blick haben. Angefangen beim Zugang zu Bildung und zwar für Mädchen wie für Jungen, über eine gerechte Verteilung der Ressourcen und Nahrungsmittel. Recht und Gerechtigkeit üben heißt aber auch, sich einzusetzen für Diversität, etwa für die Verschiedenheit der Geschlechter und sexuellen Orientierungen ohne soziale Benachteiligung. Ebenso auch die Vielfalt der kulturellen und religiösen Prägungen positiv hervorzuheben und entschieden einzutreten gegen Diskriminierung und Rassismus jeglicher Art. Den Reichtum eines friedlichen und gleichberechtigten Zusammenlebens von Menschen unterschiedlicher Herkunft und Hautfarbe zu betonen. Das ist meine persönliche Haltung. Aber was heißt das nun konkret in der Ev. Studierendenseelsorge: Eintreten für Recht und Gerechtigkeit?

Wieder bin ich bei Davide, an dessen Beispiel ich heute einiges aufzeigen möchte: Er hat mir also erzählt von einem Alltag, der von Lernen für die Uni und der momentan erfolglosen Suche nach Arbeit geprägt ist. Und dann redet er weiter von schmerzhaften Erfahrungen. Wie er die Benachteiligung bei

der Vergabe von Arbeitsstellen erlebt hat. Mündliche Verabredungen am Telefon, bei persönlichem Erscheinen war die Stelle dann plötzlich doch schon weg. Und er spürt genau: es ist meine Hautfarbe. Weil ich schwarz bin, werden andere Bewerber lieber eingestellt. Selbst wenn ihre Noten schlechter sind als meine. Was für ein Schlag ins Gesicht! Zu erleben: ich bin nicht gewollt, ich bin falsch, weil ich nicht so aussehe, wie die Mehrheit der Menschen in diesem Land. Beispiele wie diese gibt es bestimmt unzählige. Ich denke, einige von denen, die heute hier sitzen, können ein Lied davon singen. Erfahrungen des täglichen Rassismus, von offener Diskriminierung im Alltag.

Ich höre das, nehme die Verbitterung war, die bei Davide seit Jahren wächst. Und bin empört. Andere haben schon resigniert. Sagen Sätze wie: „das ist halt so, man gewöhnt sich irgendwie daran, wie ein Mensch zweiter Klasse behandelt zu werden." Nein! Daran soll sich kein Mensch gewöhnen müssen, das will ich nicht akzeptieren. Besonders nicht dieser Tage, wo sich rassistische und antisemitische Tendenzen erschreckender Beliebtheit erfreuen in unserer Gesellschaft. Was kann ich tun? Natürlich empathisch zuhören, Verständnis zeigen, mich im Sinne Gottes solidarisch erklären mit dem leidenden Menschen – alles Standards in der seelsorgerlichen Arbeit von Pfarrerinnen und Pfarrern. Aber was kann ich darüber hinaus ausrichten für Davide und all die anderen? – Ich denke, zum Beispiel an der Uni, an der HS für Schicksale wie das von Davide sensibilisieren. Die Hochschulen in KL sind stolz auf ihre Beliebtheit bei Studierenden aus aller Welt. Aber wenn sie da sind und wenn sie auch dauerhaft bleiben sollen (und nicht aufgrund ihrer finanziellen Schwierigkeiten oder mangelnder Chancen auf dem dt. Arbeitsmarkt das Studium aufgeben) dann muss man sich auch um sie kümmern, sie in besonderer Weise unterstützen. Zum Beispiel mit zusätzlichen Beihilfen in Coronazeiten (ich bin sicher, da gibt es noch einige ungenutzte Geldquellen irgendwo) oder durch gezielte Hilfe bei der Vermittlung auf dem Arbeitsmarkt. Ich bin davon überzeugt, dass für Absolvent*innen nach dem Bachelor oder Master noch mehr getan werden kann, um sie mit potentiellen Arbeitgebenden in Kontakt zu bringen. Da möchte ich mich zukünftig vernetzen, möchte Kontakte zu Lehrenden nutzen um gemeinsam Ideen zu entwickeln, vielleicht für eine Art Mentoring. - Aber, es lässt sich bekanntlich nicht alles sofort und selten mit der Brechstange verändern!

Ganz im Sinne der zweiten Maxime des Prophetenworts: „Güte lieben" Das verstehe ich so: ich soll Nachsicht walten lassen, nicht auf mein Recht pochen, sondern das Bemühen des Gegenübers wahrnehmen. Es muss nicht immer alles verbissen und bierernst vorangetrieben werden. Manches darf sich entwickeln, wachsen unter meinem freundlichen, großzügigen Blick. Denn zur Güte gehört auch, dass ich sie mir selbst gefallen lasse. Gefragt ist also eine Grundhaltung der freundlichen geduldigen Zuwendung. Auch das eine Tugend, die mir in der Studierendenseelsorge ganz gewiss von Nutzen sein wird. John Wesley hat einmal gesagt: »Glaube ist Liebe, Frieden und Freude im heiligen Geist. Er ist die fröhlichste und heiterste Sache von der Welt. Er ist völlig unvereinbar mit Griesgrämigkeit, Missmut, Hartherzigkeit und allem, was nicht der Sanftmut, Güte und Freundlichkeit Jesu entspricht.«
»Behutsam mitgehen mit deinem Gott«, so lautet schließlich die letzte Maxime. Am wichtigsten erscheint mir hier das Verb: nicht bei Gott *stehen*, sondern *mit-gehen*. Glaube ist nichts statisches, sondern ein Weg, ein Entwicklungsprozess. Wer glaubt, ist in Bewegung und nach einem ersten zaghaften Schritt kann sich oft etwas lösen und eine neue Kraft entfalten. Im je eigenen Leben und auch im Tun und in der Sorge für andere.

Ich glaube, dass sich auch bei Davide etwas gelöst hat bei unserem letzten Gespräch. Er hat sich etwas mehr geöffnet, ganz zaghaft begonnen zu vertrauen und möchte gern wiederkommen. Den nächsten Scheck abholen und mit mir weiter über sein Leben, seine Situation reden. Vielleicht können wir

gemeinsam überlegen, was wir für mehr Gleichberechtigung der Internationalen Studierenden tun können. Damit ein gutes Miteinander von deutschen und internationalen Studierenden in der Hochschulgemeinde und auch an der Uni gelingt.- Und vielleicht geschieht das ja in naher Zukunft sogar in einem interreligiösen, interkulturellen Zentrum auf dem Campus der TUK.

Amen.

Gottesdienst in der Friedenskirche
Musikalische Gestaltung: Stefan Schoener (Klavier), Efoghene May (Gesang)